

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von der theol. Fakultät.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Nauann's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. C. Noß, Lutheran Seminary, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäfel, Milwaukee, Wis.

25. Jahrg. No. 9.

Milwaukee, Wis., den 1. Januar 1890.

Lauf. No. 617.

Inhalt. — Zum heiligen Weihnachtsfest. — Eigener Wille und Gottes Wege. — Weihnachtswunder. — Kürzere Nachrichten. — Gemeinde-Jubiläum zu West Bend, Wis. — Quittungen. —

Zum heiligen Weihnachtsfest.

Epistel Tit. 2, 11—14.

Fröhlich soll mein Herze springen
Diese Zeit,
Da vor Freud
Alle Engel singen.

Weihnachten ist wieder da, das liebe fröhliche Fest der Christbäume und Weihnachtsgeschenke. Mit welcher freudiger Erwartung hat zumal die Kindermelt ihm entgegengesehen! Und welche Lust nun an den Gaben, die der „heilige Christ“ gebracht hat. Mögen auch die einen mehr bekommen haben als die anderen, alle haben doch etwas bekommen, keins ist leer ausgegangen. Elternliebe hat dafür gesorgt; denn Vater und Mutter sein, und nicht einen Weihnachtsbaum aufstellen mit dieser oder jener kleinen Gabe darunter, den Kleinen zur Freude — das ist unter uns ganz undenkbar.

Und wenn Alles schenkt und giebt, sollte da wohl der reiche, große Gott zurück halten und nichts schenken? Sollte der himmlische Vater sich von den Vätern auf Erden beschämen lassen? — Ei, er selbst hat's ja den Menschen erst vorgemacht mit dem Weihnachtsschenken. Er hat zuerst geschenkt und damit die ganze Weihnachtsfreude angefangen. Sein Schenken ist es, das auch in der Menschheit Lust und Freude am Schenken entzündet hat. Unsere Geschenke sind nur eine geringe, schwache Nachahmung der großen, herrlichen, so brauchbaren, heilsamen, erfreuenden, ja beseligenden Weihnachtsgabe Gottes. Welche ist's?

Das Kind in der Krippe zu Bethlehem ist das unaussprechlich herrliche Weihnachtsgeschenk Gottes an die ganze Menschheit.

1. Damit schenkt Gott allen Menschen seine Liebe von Ewigkeit.

Er schenkt sie wirklich allen Menschen, wie unsere Festepistel sagt: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen“. Gnade, — d. i. die innige, zärtliche, huldreiche Liebe Gottes, die, wie ein Quell aus wasserreichem Grunde, so aus Gottes über-

vollem Herzen frei hervorbricht, herausquillt. — Schon von Ewigkeit her hat diese Liebe in Gottes Herzen gewaltet. Ehe die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, ist Gott von Ewigkeit, und ist von Ewigkeit die Liebe. Diese wunderbare Liebe, die Gott gegen die Menschheit gehabt, ehe sie selbst noch da war, — in dem Jesuskinde ist sie erschienen. Mit dem Kinde in der Krippe kommt Gottes herzliche, heilsame, helfende Liebe und Gnade in die Welt, und bricht hervor als die den vor-handenen Jammer nicht sehen kann ohne zu helfen, ohne Freude zu bringen. Sie erscheint, geht auf wie die liebliche freudebringende Sonne. Und zwar kietet sie, — o der Freude! sich allen Menschen an. Ich komme, spricht sie, euch alle zu umfassen. Laßt euch umfassen, Herzen, lieb haben, alle, alle! — Die Klage, die mancher, der einsam und allein in der Welt steht, hören läßt: Wer hat mich lieb? Wer denkt an mich? die gilt hier nicht. Denn wenn auch kein Mensch sich fände, die Liebe zu beweisen, — Gott thut's, Gott hat's gethan. Das Kindlein in Bethlehem ist dir geboren; in ihm ist Gottes Gnade, Gottes zärtliche Liebe dir erschienen. Mit seinem Kinde schenkt er seine ganze, volle Liebe, die von Ewigkeit in ihm ist, allen Menschen.

Daß er sie schenken wollte und wirklich geschenkt hat, ist freilich ein über alle Vernunft und Denken gehendes Wunder. — Eltern haben schon lange vor Weihnachten die Bescheerung für die lieben Kinder vorbereitet. Sie haben ihnen wohl Hoffnung gemacht, haben sie aber auch ermahnt: Kinder, es kommt Weihnachten, nun müßt ihr aber auch recht brav sein und das unartige Wesen ablegen, müßt fleißig sein im Lernen, fleißig im Beten, fleißig im Gehorsam gegen Vater und Mutter u. s. w. — Gott hat nun auch so gesagt zu den Menschen. Hier steht's ja in unsrer Epistel, in seinem Wort: „Wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüfte, züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt und fleißig sein zu guten Werken“. Waren wir denn fleißig? War es denn die Menschheit je so, wie Gott herzlich gern es gesehen hätte? Und verleugnen sollen wir das ungöttliche Wesen. Also steht ungöttliches Wesen in uns; und was vor Gott abscheulich, in seinen Augen ein Greuel ist, das hängt uns an; auch jetzt noch, da wir schon Christen sind. Das ist die Erbsünde, nach welcher wir in dem bösen, ungöttlichen Wesen ganz drinstecken und die weltlichen Lüfte lieb haben. Was aber ungöttlich ist, das ist teuflisch, das ist vom Argen. Und im Argen liegt seit dem trau-

rigen Fall der ersten Menschen die ganze Menschheit, so daß sie vor Gottes Augen abscheulich ist und ein Greuel. — Und nun siehe die unbegreifliche Herrlichkeit der Liebe Gottes, die über alle Vernunft geht: obwohl die Menschheit in Gottes Augen so greulich, hat er sie doch von Ewigkeit geliebt. Wir sehens in Bethlehem. Da ist erschienen die Gnade und Liebe Gottes allen Menschen, der ganzen Welt; denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab. Und so hat er sie von Ewigkeit geliebt. Als die Zeit erfüllt war, hat er seine ewige Liebe nur recht offenbar werden und erscheinen lassen. Da sandte Gott von seinem Thron das Heil der Welt, ihn, seinen Sohn. Das geht über alles Denken der Vernunft. Hier gilt's überhaupt nicht, spekulieren mit der Vernunft, sondern sein wie die Kinder. Die spekulieren auch nicht erst lange unter dem Weihnachtsbaum, sondern greifen zu und nehmen, was ihnen die Liebe bescheert hat. So laffet uns auch werden wie die Kinder, das heißt:

Glauben und nehmen was Gott schenkt. Nimm im Glauben dies Weihnachtsgeschenk deines Gottes, das Kind in der Krippe, und du nimmst damit seine ewige, so herzliche Liebe. Nimm im Glauben dies Kind als Gottes Kind und deinen Heiland an, — und es wird als Gottes weiteres Geschenk ausgegossen in dein Herz die Liebe des Vaters im Himmel. Du weißt und schmeckst es, Gott hat mich lieb. Ist der nicht reich beschenkt, der das sagen kann? O seliger Gedanke, o freudenreiches Gut, o unbefreiblicher Reichthum: Gott hat mich lieb! Wie es auch sonst mit einem stehen mag in der Welt, — es steht gut um ihn, so ihm gegeben ist zu wissen: Gott hat mich lieb. Es mag einer immerhin arm sein und gering, mit mancherlei Elend zu kämpfen, viel Widerwärtigkeit auszustehen haben, — es läßt sich alles tragen, wenn ihm geschenkt ist zu wissen: Gott hat mich lieb. Ob wir rings umgeben sind von Feinden und gehaßt werden von Widerachern, — hier ist was uns trösten kann: wir wissen, Gott hat uns lieb. Das ist eines jeden Christen Freude und Trost: Gott hat mich lieb; mit dem Jesuskinde ist mir seine huldreiche Liebe erschienen und geschenkt. Das ist genug.

Nichts, nichts kann mich verdammen,
Nichts nimmet mir mein Herz;
Die Höl und ihre Flammen
Die sind mir nur ein Scherz;
Kein Urtheil mich erschrecket,
Kein Urtheil mich betrübt,
Weil mich mit Flügeln decket
Mein Heiland, der mich liebt.

2. Mit dem Jesuskinde schenkt Gott uns das selige Kindesrecht in dieser Zeit.

Das Wort, mit welchem davon unsre Epistel redet, sieht auf den ersten Anblick gar nicht darnach aus; es heißt: „Und züchtiget uns“. Züchtigen, das klingt ja nicht nach Weihnachten, wo man von Lieben und Schenten hören will. Doch sagt davon auch unser Wort, welches soviel heißt als erziehen, nämlich ein Kind erziehen. So setzt uns ja das Wort schon als Kinder Gottes und sagt, daß Gott uns als Kinder hält und mit dem Kinde, in welchem seine Liebe erschienen ist, uns als Kinder angenommen, und mit der Geburt dieses Kindes uns das Kindesrecht, die Macht Gottes Kinder zu werden, geschenkt hat. Indem Gottes Kind die Menschheit an sich nimmt, nimmt Gott die Menschen als seine Kinder an und giebt armen Sündern das Recht, wahrhaftige Gotteskinder zu sein. Darum singt Luther ganz recht: Zuletzt müßt ihr doch haben Recht — Ihr seid nun worden Gott's Geschlecht; ja Gottes Familie: Jesus ist unser Bruder; wir sind Gottes Kinder, Gott ist der Vater. Ja,

Das ew'ge Licht geht da herein,
Sieht der Welt ein' neuen Schein,
Es leucht wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.

Gott Lob! Daß dies Kind in der Krippe, dies Weihnachtsgeschenk Gottes, der Welt, nämlich der Menschheit einen neuen Schein giebt, denn die wir sonst nur als Kinder der Finsterniß und des Teufels erscheinen, sollen nun, in dem neuen Schein Gottes Kinder sein. — Gott schenkt uns das Kindesrecht; giebt es uns so frei, wie er ganz frei aus großer Liebe seinen Sohn giebt. Er läßt uns das Recht, seine Kinder zu sein, in den Schooß fallen. Er verlangt nichts dafür; nur nehmen sollen wir, willig und mit Freuden zugreifen. Daß uns Gott ein so herrliches Recht schenkt, sind wir freilich nicht werth, und sollte es nach Verdienst gehen, müßte er, anstatt uns als Kinder anzunehmen, vielmehr uns verwerfen. Gleichwohl schenkt er mit seinem Kinde Jesus uns das Kindesrecht. Dabei macht er nicht wie Menschen. Wo diese einem, der nichts werth ist, eine Gabe geben, ist sie auch darnach. Sie geben einem solchen gewiß nichts, das sie selbst noch werth halten oder gar, woran sie etwas gesetzt haben. Hier ist's anders: Gott schenkt mit dem Jesuskinde nichtswürdigen Sündern ein so herrliches, theuerwerthes Gut, wie das Kindesrecht es ist.

Aber sein liebes Kind muß es theuer verdienen — Weihnachten sehen wir es in der Krippe, wie die Hirten, mit Freuden und sprechen mit fröhlicher Bewunderung: Wie freundlich sieht er aus — der große Gottessohn! Ja sein Sohn ist's, den Gott in unsre Menschheit gegeben. Und er hat nicht etwa widerwillig sich nur geben lassen; nein: Gottes Kind — das verbind't — sich mit unserm Blute! Er wird gern unser Bruder, kommt mit Lust und Freuden, läßt sich in eine Krippe legen und wohnt im Stalle, als gebührten sie ihm. Es war auch so. Er soll ja nach Gottes Rath sich erniedrigen, und er thut's. In Armut und Niedrigkeit tritt er in die Welt; Feindschaft, Spott und Hohn folgen. So geht's sein ganzes Leben hindurch. Sonst heißt's von manch einem, der ein Leben voll Leid und Mühsal hatte, es sei ihm das nicht an der Wiege gesungen worden. Aber bei Jesu, dem Gotteskinde, ist's so. Als er in der Krippe lag als das Kind, das uns geboren, als der Sohn, der uns

gegeben, wie der Prophet geweissagt, da war auch an seiner Wiege, der Krippe, schon gesungen von demselben Propheten, was des holdseligen Kindes Weg sein muß. Wie ein Lamm auf der Schlachtbank soll es geopfert werden, dies liebliche Kind, gemartert und also zugerichtet werden, daß es nicht anzusehen ist; die Händlein und Füßlein sollen einst aufs grausamste durchbohrt werden, der holdselige Gottessohn soll einst dastehen als der von Gott Gefraßte und Gemartete. Das ist der Weg, den das Kind gehen soll für uns. Und diesen Weg will es auch gehen, sonst läge es nicht in der Krippe als unser Bruder. Wäre sein Sinn erfüllt gewesen mit Abscheu und Widerwillen gegen uns verkommenes Sündergeschlecht, wäre er nicht von Herzen willig gewesen für uns zu leiden, — er läge nicht als Menschenkind in der Krippe. Hätte für der Menschen Orden — unser Heil — einen Greu'l, wär er nicht Mensch worden. Läge ihm nicht an unserm Heil, ei, so würd — unsre Bürd — er nicht auf sich laden — schon nicht die Niedrigkeit und Armseligkeit seiner Geburt. Aber weil wir ihm so sehr am Herzen liegen, nimmt er auf sich was auf Erden — wir gethan, — giebt sich an — unser Lamm zu werden; — unser Lamm das für uns stirbt, — und bei Gott — für den Tod — Gnad und Fried erwirbet. Ja er hat, wie unsre Epistel sagt, „sich selbst für uns gegeben, auf daß er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit und reinigte ihm selbst ein Volk zum Eigenthum.“ In Höllequal und ew'gen Tod, in Gottverlassenheit, unter dem Fluch und brennenden Jorn Gottes hat das Kind, das wir in Bethlehem sehen, sich gegeben, damit wir Gottes Eigenthum werden konnten. Das Kind hat uns theuer erkaufte, es hat das Kindesrecht, damit es Gott uns frei schenken könnte, erwerben und verdienen müssen.

So muß es um dies Kindesrecht ja wahrlich etwas Großes und Seliges sein. Wegen dieses Rechtes will Gott sich ganz als Vater gegen uns halten, und verpflichtet sich als Vater an uns zu handeln. Er sagt uns damit zu seine große väterliche Treue. Wie herrlich hat er doch sein Wort gehalten und seine Treue bewiesen, gerade in Bethlehem, durch die Geburt und Schenkung seines Sohnes! Nun, steh diese seine große Treue sagt er dir zu mit dem Kindesrecht, das er dir giebt; dir sagt er zu, daß er dir sein Wort halten, dir alles erfüllen, um dich besorgt sein will. — Dazu soll auch seine Weisheit und Allmacht uns zu Gute kommen, die er gleichermaßen in der Weihnachtsgeschichte so herrlich kund thut. Daß das Kind Jesus, wie geweissagt, in Bethlehem geboren wird, dazu muß der heidnische Kaiser Augustus, der von Gott und seinem Wort nichts weiß, helfen, als ein Diener und Werkzeug in Gottes Hand. Wie sind die Engel geschäftig, die Diener der göttlichen Allmacht, vor der Geburt des Kindes, in der Nacht seiner Geburt und nachher! Diese seine ganze Macht und Weisheit hat Gott dir zugesagt durch das Kindesrecht, das er dir giebt. Nimm ein Gleichniß. Ein Mann nimmt ein verlassenes Kind an als sein Kind, an Kindes Statt; er adoptirt es und verpflichtet sich damit, daß sein Vermögen, seine Arbeit, sein Sorgen diesem Kinde zu Gute kommen soll. Ist ein verlassenes Kind, das solchen Vater findet, nicht glücklich zu preisen? Wie viel mehr sind wir es, wir armselige, verlorene Menschen, die wir von Natur Kinder des Argen, Kinder des Jorns und der Verdammniß sind, da der große Gott im Himmel selbst uns als Kinder annimmt, uns Kindesrecht schenkt, sich uns zusagt und verpflichtet, als allertreuester Vater uns zu lieben.

Wer da nicht das Kindesrecht als ein theures, seliges Recht anerkannt, der ist verdüstert und weiß nichts.

Wie sich nun Gott wegen des uns geschenkten Kindesrechtes gegen uns als Vater hält, so will er aber auch, daß wir wegen desselben uns gegen ihn als Kinder halten. Hierfür haben wir gute Lehrmeister an unseren eignen Kindern. Was haben die doch für ein Vertrauen zu Vater und Mutter! Was groß und schön ist — Vater und Mutter können's beschaffen; was noch so schwer ist, — Vater und Mutter können's leisten; was das Kind betrübt, — Vater und Mutter müssen es hören; wenn es denen sein Leid klagen kann, — ist's schon so gut wie gehoben. So zu thun hat das Kind die allgrößte Freundigkeit, das trägt's im Herzen als sein köstliches Recht, weil es des Vaters, der Mutter Kind ist. — Solch Kindesrecht giebt uns Gott in dem heut geborenen Kinde, daß wir nun alles von ihm erwarten, Alles ihm zutrauen, Alles ihm klagen können, zu ihm flüchten wie ein Kind in der Mutter Schooß. Ist es nicht ein unbeschreiblich seliges Recht, das durch Jesum, das Gotteskind, uns zutheil wird? Ehre sei Gott in der Höhe, für die überschwänglich theure Gabe, das Kindesrecht! — Aber hast du's denn auch angenommen? im Glauben dir zugeeignet? Oder bist du da noch gleich den Kindern, wo du's nicht sein solltest, nämlich an Verständniß? Sie greifen oft nach Gaben, die wohl glänzen, aber nicht viel werth sind und lassen darüber werthvollere, die nicht so in die Augen fallen, liegen. Sei nicht ein Kind, daß du nur nach den irdischen Gaben greiffst, sondern greif nach den best'n Gaben Gottes, nach seinem Weihnachtsgeschenk, daß du das höchste aller Rechte bekommst, das Kindesrecht bei Gott. Willst du denn arm bleiben, wo doch Gott dich reich machen will? So du aber nicht im Glauben des Kindes annimmst, so bist du arm, bei allem zeitlichen Gut, jetzt, — und bleibst es ewig. Wohl darum allen, die das große Weihnachtsgeschenk Gottes, sein Kind, annehmen, denn

3. Damit schenkt er uns ein überherrliches Erbe für alle Ewigkeit.

Darauf weist uns unsere Festepistel, indem sie sagt, daß die Gnade Gottes uns züchtiget, „daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt und warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi“. Unbeschreiblich viel schenkt der himmlische Vater den armen Sündern mit dem Kindesrecht schon hier auf Erden, so daß wir mit Staunen rufen müssen: Seht, welche eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen! Das ist aber nicht Alles, sondern nur erst ein Anfang von dem, was Gott uns zugehört. Geschenkt freilich hat er uns mit seinem lieben Kinde bereits Alles, das ist gewiß, aber noch nicht uns alles in die Hände gegeben. Das beste Theil ist uns noch aufbewahrt im Himmel. Was wir als seine Kinder haben und sind, das soll erst erscheinen. Wir sollen einst seinem lieben Sohn gleich sein. Was der war, das ist auch nicht auf Erden offenbar geworden. Er wird aber offenbar werden, wie er ist, und Gottes liebe Kinder sollen ihn sehen, wie er ist und sollen ihm gleich werden, nämlich gleich im Erbe, mit ihm erben.

Zu diesem Erbe uns zu erziehen, ist Gottes väterliche Absicht. Die Gnade, die erschienen ist, „züchtiget uns, daß wir verleugnen sollen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gott-

selig leben in dieser Welt . . . und daß wir fleißig sein sollten zu guten Werken. Das soll uns lieb sein, daß sich der himmlische Vater noch die Mühe nehmen will, uns zu erziehen zum Empfang des ewigen Lebens. Kinder, die von ihren Eltern nicht ordentlich erzogen werden, sind zu bedauern; sie verwahrlosen und gehen dem Elend und Unheil entgegen. Leider giebt es solcher Kinder nur zu viele, das kommt daher, daß so viele Eltern selbst sich nicht von Gott wollen erziehen und in seiner Gnadenzucht halten lassen. Blinde Menschen, die sich der väterlichen Zucht Gottes im wahren Christentum weigern, sie nicht leiden, sondern nach eigenem Willen laufen wollen! Die müssen ja geistlich verwahrlosen. Wohl dem, der sich von Gott erziehen läßt. — Zwar ist seine Zucht oft recht scharf; sie fordert, daß man die weltlichen Lüste, das zuchtlose Treiben, das weltlich gesinnte Wesen verleugne. Das ist nicht leicht, da das Fleisch zu alle dem die größte Lust hat, darum muß Gott öfter scharf zugreifen, damit's etwas werde. Wer aber diese Zucht nicht leiden will, der ist ein Narr, der sich von der Welt mit ihren Lüsten betrügen läßt, mit dem es schließlich wohl dahin kommt, daß er verlernt zu sagen: Ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße; verlernt zu sagen: Ich will mich ausmachen zu meinem Vater, kurz die Buße verlernt und den Glauben verliert, den Glauben an Vater, an Kinderschaft, an Kindesrecht und Kindeserbe. Da heißt's dann nicht mehr: „Wir warten auf die Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes“; da ist kein Warten mehr auf die zukünftige Herrlichkeit, die Gott geben soll; da heißt's eben nur: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Darum sind's thörichte Menschen, die unzufrieden über die christliche Zucht, da Gott als Vater in Gnaden sie züchtigt und erzieht, murren; von Zwang reden, daß man nicht Freiheit habe, u. s. w. Wer des himmlischen Vaters gnädige Zucht nicht leiden will, der muß verwahrlosen. — Nein, wir wollen die väterliche Zucht, mit der der liebe Gott sich die Mühe macht uns zu erziehen zum ewigen Erbe, uns lieb und recht sein lassen und von Herzen dafür dankbar sein, denn:

Die Erbschaft, zu der er erzieht, ist so groß, daß kein Mensch in diesem armen Leben es aussagen kann. „Wir warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi.“ Heut sehen wir ihn in der Krippe in Niedrigkeit; einst aber wird er erscheinen in großer Herrlichkeit. Aber er wird nicht allein groß und herrlich sein, sondern wir mit ihm, denn wir werden im Besitz und Genuß des Erbes, des großen ewigen Weihnachtsgeschenktes sein, das im Himmel bescheert wird. Es ist eine Krone, nicht wie die eines Königs auf Erden, von Gold und Edelsteinen, die doch nur Flitter sind, sondern eine Krone himmlischer Ehren. — Was Jesu Theil und Erbe ist, daß er herrschet und regieret, daß ihm alles unter seine Füße gethan ist, daß er triumphiret in Herrlichkeit, — das wird auch unser Theil und Erbe sein, das ist die Krone der Ehren, die unser wartet im Himmel.

Was für ein liebliches Leben ist doch das Leben aller, die im Glauben das Kind Jesum erfagt und als Geschenk angenommen haben, daß es heißt: Du bist mein. Sind's nicht liebliche Tage, die die Kinder in froher Erwartung der Christbescheerung verleben? So ist auch der Christen Leben ein liebliches, in dem sie der himmlischen Christbescheerung mit froher Hoffnung warten. — Ja, sprichst du, aber der Tod! Nun siehe, gerade das will ja Gott durch sein Weihnachts-

geschenk, seinen Sohn, erreichen, daß du den Tod nicht siehst.

Wie die Kinder vor Weihnachten nichts sehen und nichts denken, als allein auf den heiligen Abend mit der Bescheerung, so wills Gott schaffen durch die Weihnachtsgabe seines Sohnes, daß unser Leben soll, trotz des Todes, nur sein ein liebliches Warten auf die Christbescheerung im Himmelsaal; daß das Sterben uns nicht anders dünken soll als das Aufstehen der Thür zum Himmelsaal mit seinem Lichtglanz und die Einladung, nun die ewige Herrlichkeit, unser Erbe zu nehmen und uns darin zu erfreuen. — So hats der freundliche Vater im Sinne, dazu bescheert er seinen Sohn. Ach welch ein Weihnachtsgeschenk, dieser Sohn — darum sei nicht ein Verächter, sondern sei vielmehr dankbar. Nimm Gottes Gabe im Glauben. Und hast du sie, so laß dies deinen Sinn sein:

Ich will dich mit Fleiß bewahren,
Ich will dir,
Leben hier,
Dir will ich abfahren;
Mit dir will ich endlich schweben
Voller Freud,
Ohne Zeit,
Dort im andern Leben.

Eigener Wille und Gottes Wege.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Der alte Baron, der über Christian Erkundigungen eingegeben, ließ Dore kommen und rieth ihr väterlich, von dem Burschen abzulassen; ebenso die Baronin, die seit der Enkelin Abreise doppelt treu für das Mädchen sorgte. Aber dieses war und blieb bethört. „Christian ist nur verleumdet; er ist ein ordentlicher Mensch geworden,“ sagte Dore immer wieder. Er fand immer Gelegenheit, sie zu sehen und bald erlangte er ihr Jawort. Er sprach nun in Wirklichkeit zu ihr: „Du bist mir nöthig, Dore, ja freilich, etwas locker habe ich ab und an gelebt“ — denn sie hatte ihn darum befragt — „aber eben nur, weil du mir gefehlt hast.“ Dies genügte, um sie zu dem Entschluß zu bringen, sich, wie er vorgeschlagen, einen Dienst in der Stadt B. zu suchen, wo Christian in einer der dortigen Eisenschmieden Arbeit zu finden hoffte. Die Versuchung war zu mächtig gewesen. Ihre Sehnsucht, mit Christian leben zu können, sollte sich nun erfüllen und zwar unter dem Deckmantel, eines Schwachen Halt und Stütze in der Stadt zu werden.“ Der Teufel versteht es vortrefflich, uns, wenn wir einem irdischen Wunsche nachgeben, dies als Pflichterfüllung vorzuspiegeln. Der Eine glaubt's, der Andere nicht. Vergessen war die Sehnsucht nach ihrer jungen Herrin, vergessen auch noch manches andere, und noch waren nicht vier Wochen vergangen, da stand Dore eines Tages vor der Baronin und bat mit klopfendem Herzen um Entlassung zu Michaelis, da sie in der Stadt B. einen Dienst suchen wolle. Sie war mündig, und Niemand konnte sie in ihrem Thun und Lassen aufhalten.

Christian reiste nun ab, und bald meldete er brieflich, daß er Arbeiter in einer Fabrik geworden und einen Dienst bei einer christlichen Herrschaft für sie gefunden habe; daß es eine solche sein möchte, hatte ihm Dore, die ihres Gottes nicht ganz vergessen, an's Herz gelegt.

Zugleich kam ein Schreiben ihres Pastors an, das recht betrübt klang; er, wie seine Frau forderten Dore auf, wenn sie durchaus fortziehen wollte, zu ihnen nach N. zu kommen. Sie meinte beim Lesen, aber änderte nichts an ihrem Vorhaben, denn sie war schon zu sehr hingegenommen, ja sie antwortete nicht einmal.

Der Herbst kam heran; mit ihm der Abschied von der Heimath. Die Herrschaft war nicht weniger gütig gegen Dore gewesen; man bedauerte ihre Thorheit, und mit Bangen sah man das junge Mädchen ziehen. Ihr selbst wurde es schwer. „Ich thue es seinetwegen,“ sagte sie sich, wenn eine mahende Stimme in ihr selbst laut wurde. Aber es gelang ihr nur halb, sie damit zu dämpfen. — Sie war zum letzten Mal an allen ihren Lieblingsplätzen in Dorf und Wald gewesen, hatte überall Abschied genommen, hatte ihre Herrschaft zum letzten Mal bedient; am nächsten Morgen früh sollte es fortgehen. Der Morgen kam und sah Dorchchen verweint und trübselig im Eisenbahnwagen sitzen. Ach, wenn unsere Lieblingswünsche sich endlich erfüllen, scheinen sie uns oft ganz anders, als wir gedacht.

Zehn Stunden fuhr Dore, den ganzen regnichten Oktobertag durch, und fand die Welt grau und öde. Der erste angenehme Augenblick des Reisetages war der, als sie nach ängstlichem Suchen im Bahnhofsgebäude Christian fand.

In der Droschke, die sie durch die scheinbar endlosen Straßen nach ihrem Bestimmungsorte brachte, sagte ihr Christian etwas zögernd: „Höre mal Dorchchen, sie halten mich dort für deinen Bruder; ich habe dies sagen müssen, weil die Frau sonst nie erlaubt hätte, daß ich jeden Abend käme. Also nimm dich in Acht, daß du dich nicht verschnappst.“

Wäre es nicht dunkel gewesen, er hätte sich über ihre Blässe erschrocken. „Christian,“ rief sie angstvoll, „gelogen hast du! und ich soll weiter lügen? das kann ich nicht!“ Er suchte sie auf alle Weise zu beruhigen. „Du kannst mir glauben, man nimmt es hier in der Stadt mit der Wahrheit nicht so genau, wie in Hergishof,“ aber sie war ganz untröstlich; „nein, sie müsse es sagen, heute noch!“ und als er ihr vorstellte, daß man sie dann gleich fort schicken werde, meinte sie, dies sei ihr lieber als die Lüge.

Nach großem Kampfe von ihrer und vieler Ueberredung von seiner Seite kamen sie an der Wohnung ihrer Herrschaft an. Vom Straßenlärm und dem Schreck ganz verwirrt, stand sie wie im Traum vor der streng und kalt aussehenden Frau des Hauses, und als diese ihr zufällig unter Anderem sagte: „Ihr Bruder hätte Recht gehabt, sie sei ja ein kräftiges Mädchen, aber ihm recht unähnlich, hätte Dore vor Angst und Scham in die Erde sinken mögen. Sie konnte kein Wort hervorbringen. Christian, der sie der neuen Herrschaft vorgestellt, kam ihr mit einer Lüge scheinbar zur Hülfe, indem er bemerkte, das Heimweh plage seine Schwester sehr, morgen würde es besser gehen.

Dore ging mit dem festen Vorsatz zu Bett, ihrer Herrschaft am nächsten Morgen die Wahrheit zu bekennen, aber als der Tag kam, wollte kein Geständniß über ihre Lippen; denn wie konnte sie wohl ihren Christian so bloßstellen? Doch das Unrecht lastete auf ihrer Seele, sie wagte der Frau nicht in's Gesicht zu sehen, auch nicht an ihre frühere

Herrschaft zu schreiben — das war Dorens Anfang in der Stadt.

Sechstes Kapitel.

Christian hatte geschrieben gehabt, daß er eine „christliche“ Herrschaft gefunden; allerdings waren es keine Juden, auch dem Namen nach keine Heiden, aber vom Christenthum war keine Spur zu finden, und wie drinnen, so war's draußen. Als Dore am ersten Morgen fragte, wann die Andacht sei, sah man sie erst erstaunt an, dann wurde sie ausgelacht.

Es war ein reicher Haushalt. Der Herr hatte ein großes Bankgeschäft; seine Wohnung war mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet; seine elegante, verwöhnte Gattin war aber dabei eine strenge Hausfrau, die jeden Fehler unter den Diensthöfen nachdrücklich bestrafte, nur die hohen Löhne hielten diese im Dienste fest. Trotz des wachsenden Auges der Herrin geschah doch draußen viel, was Dore mit Recht für Sünde hielt. Hier sah sie heimlich Essen entwendet, bemerkte, wie die Mädchen verschwanden und spät in der Nacht heimkehrten, wenn die Frau in Gesellschaft war, aber was durfte Dore sagen, die ihren Dienst mit einer Lüge begonnen! Wenn Christian Abends kam, sagte sie ihm oft: „Jetzt werde ich es gestehen,“ „dann wirst du weggejagt,“ war seine Antwort. „Du wirst noch lernen, das Ding nicht so schwer anzusehen.“ Doch zu ihrer Ehre sei es gesagt, sie sah das Ding schwer an; der gute Same, der in sie gestreut, war nicht ganz erstickt, das Unkraut übermüdete ihn nur sehr.

Ihre gänzliche Unerfahrenheit in der großen Stadt, die tausend neuen Eindrücke machten sie befangen und unselbstständiger als sie je gewesen.

Wenn sie unter den Diensthöfen zusah, wie es unreblich herging, ja, mit hineingezogen werden sollte und dann unwillig sagte „das mache ich nicht mit, das ist schändlich,“ dann lachte man höhnlisch: „sie solle nicht so heilig thun!“ Anfangs hatte sie an ihrem freien Sonntag den Christian vermocht, mit ihr in die Kirche zu gehen; danach nur einen Spaziergang zu machen. Sie hatte aber keine Andacht finden können; so kam es, daß sie bald nicht mehr auf die Kirche bestand. Sie gingen dagegen nun ab und zu ins Theater oder in ein Concert, aber wo sie stets eine innere Angst quälte; auch wurde es später, als die festgesetzte Stunde; oft kam sie bei den weiten Wegen erst nach elf Uhr zu Hause an. Sie verheimlichte dergleichen Ueberschreitungen der Andern; dafür wurde es auch für sie gegen die Herrschaft verschwiegen, die Sonntags meist erst um Mitternacht aus Gesellschaften kam.

So waren wohl zwei Monate vergangen. Dore that in der Arbeit ihre Pflicht, so daß sie sich Zufriedenheit erwarb. Doch fürchtete sie, so oft sie vor die Frau beschieden wurde, entdeckt zu sein. Gerade als sie anfangen sich zu werden, hatte ein Diener, den sie zurecht gewiesen, Dore aus Rache verrathen. Da gab es keine Geduld und Nachsicht, wie sie wohl in Hergishof gefunden hätte. Die sittlich entrüstete Hausfrau gab ihr sofort ihre Entlassung, „denn diese Bräutigamswirtschaft und Lüge sei ein Skandal, den sie nicht dulde.“

„Ich habe es verdient,“ seufzte Dore, als sie weinend ihre Sachen zusammenpackte. „Lieber Gott, hilf mir, wo soll ich hin? ich kenne ja Niemand!“ Bei ihren Mitdienten konnte sie keinen

Rath holen; sie fand da nur Schadenfreude. „Sie wollte immer etwas Besseres sein, als wir,“ sagten sie zu einer alten Näherin, die gerade im Hause arbeitete und das Mädchen in Schutz nahm. Dieselbe hatte Dore lieb gewonnen und empfand großes Mitleid mit ihrer Lage. „Kommen Sie zu mir,“ bot sie ihr freundlich an, „ich habe ein Plätzchen für Sie, und da können Sie bleiben, bis sich ein anderer Dienst findet.“

Christian war sehr betroffen, als er nach einigen Tagen kam, sie nicht mehr bei der Herrschaft zu finden. Er hatte in der letzten Zeit nur hin und wieder Dore besucht. Seine andern wichtigen Verpflichtungen hatten ihn nicht regelmäßig dazu kommen lassen; auch hatte es ihn verdroffen, daß sie ihn allemal wieder bei guter Zeit fortgeschickt, manchmal sogar nur auf Augenblicke gesehen hatte. Desto öfter ging er nun in die Arbeiterversammlungen, um die dort gehaltenen Reden zu hören und an der großen Arbeiterfrage Theil zu nehmen. Bald wurde bewiesen, daß die Fabrikherren zu schlecht zahlten, bald bekamen die Zuhörer überraschende Aufklärungen über diese und jene empörenden nur zu lange mit Geduld ertragenen Bebrückungen. Dies mußte natürlich wieder in kleineren Zusammenkünften bei der Flasche besprochen werden. Dore war davon etwas zu Ohren gekommen, wenn sie aber Christian nach seinem Verbleiben befragte, hatte er allerhand Entschuldigungsgründe, die sie ihm nur halb glauben konnte.

Als er sie nun weinend und voller Selbstanklagen bei der theilnehmenden Näherin antraf, während er doch Vorwürfe von ihr erwartet, beschämte ihn dies sehr. Man berieth, was zu thun sei. Ein Dienst war ohne Empfehlung und noch dazu kurz vor Weihnachten nicht zu finden oder konnte doch kein guter sein. Zum Heirathen war kein Geld vorhanden. Dorens Ersparnisse in Hergishof reichten wohl zu einer kleinen Ausstattung, aber auch zu weiter Nichts. Mit ihrem alten Eigensinn weigerte sie sich auch, den Herrn Baron um das Geld, das er für sie angelegt, zu bitten. Sie überraschte Christian heute überhaupt durch ihre Thatkraft; es war, als si ein Bann von ihr genommen. „Nur bald wieder Arbeit finden,“ das war ihr Wunsch. Wirklich gelang es ihr bald, in einer der größten Fabriken für künstliche Blumen als Arbeiterin aufgenommen zu werden. Es war vierzehn Tage vor Weihnachten, als sie zum erstenmal dahin ging und in einen Raum geführt wurde, in dem 10–15 Mädchen mit den einfachsten Vorbereitungen zur Blumenfabrikation beschäftigt waren. Zu diesen Anfängern setzte man sie. Die Aufseherin ging auf und ob, die Arbeiten anordnend und beaufsichtigend, und während ihrer Anwesenheit ging es still zu. Raum aber war sie hinausgegangen, so fing eine lebhaftere Unterhaltung an, und unser einfaches Dorfmadchen staunte über das, was sie zu hören bekam. Was sollte alles in den Feiertagen vorgenommen werden! Gesellschaften, Theater, Bälle; damit wollte man Weihnachten feiern. Die Anzüge wurden besprochen. Dore hatte die Arbeiterinnen für eben so arm gehalten wie sie selbst war und das mit Recht, denn sie waren sämmtlich aus diesem, dem elendesten Theile der Stadt. Nun glaubte sie zu träumen, da sie aus Erfahrung wußte, was Theater und Concerte

kosteten, und das Geld, das sie dafür ausgegeben, reute sie jetzt.

Erst kürzlich hatte sie sich geweigert, noch einen Groschen dafür zu verthun. „Wird Ihnen das aber nicht sehr viel kosten?“ fragte sie ihre Nachbarin, welche sie die lustige Niese nannten, und die eine der Ausgelassensten war. „Weißt ihnen denn so viel von ihrem Lohn übrig?“ Ein schallendes Gelächter war die Antwort. „Heilige Einfalt“ hieß es hier, oder „die thut recht unschuldig,“ klang es dort, „der wird wohl bald der Staar gestochen werden.“ Als sie zu Mittag nach Haus ging, sah Dore plötzlich ein Mädchen an ihrer Seite, das still in einiger Entfernung von ihr gearbeitet. Man nannte sie die „blasse Bertha“. „Gehen wir denselben Weg?“ fragte sie. Es war der Fall, und sie gingen zusammen. „Ich wollte Ihnen etwas sagen,“ fing das Mädchen zaghaft an; „Sie sehen noch so jung aus und scheinen neu hier.“ — Dore sah erstaunt auf. „Es klingt recht häßlich, aber ich möchte Sie vor manchen Mädchen warnen, mit denen wir da zusammen sitzen. Ich bin schon in anderen Fabriken gewesen und kenne das.“ Und sie sah Doren mit treuherzigen Augen an.

Diese dankte ihrer freundlichen Rathgeberin, und von der Zeit an hielten sie zusammen. Bertha war rechtschaffener aber blutarmer Leute Kind; ihr anständiger Sinn wurde Dore ein Trost unter der Gesellschaft von meist leichtfertigen Mädchen. Bald lernte sie verstehen, wie viel Sünde hinter dem Flitter und dem Tand versteckt lag. Diejenigen, und Gottlob, es gab ihrer eine Anzahl, welche sich davon fern hielten, wurden verlacht, hochmüthig und heuchlerisch genannt, und als Bertha und Dore, die beide sehr geschickt und fleißig waren, bald vorwärts kamen, mithin auch im Lohn stiegen, wurden sie beneidet, und wo man konnte, fügte man ihnen Schabernack zu; besonders war es die „lustige Niese“, die Dore viel Aerger zu bereiten suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtswunder.

Es war um die Weihnachtszeit. Der reiche Herr Wenzel saß in seinem Zimmer und rührte verdrießlich in seinem Kaffee herum. Draußen auf der Straße sangen die Knaben: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!“ und Herr Wenzel verzog das Gesicht. Er haßte Weihnachten; erstens, weil er immer mehr Geld ausgeben mußte, als er Lust hatte, und zweitens, weil gerade am Weihnachtstage sein einziger Junge ihm davongelaufen war auf Nimmerwiederkehr. Es war solch' ein hübscher, frischer Mensch gewesen, nur etwas leichtsinnig und gewohnt, daß ihm niemals ein Wunsch versagt blieb. Als er sich dann mit achtzehn Jahren in den Kopf setzte, zu heirathen, wunderte er sich sehr, daß sein Vater ihn verlachte, ja, ihm mit Enterbung drohte, wenn er das hübsche, aber blutarmer Mädchen heimführte, welches er sich erkoren. Rudolf Wenzel sah gar nicht ein, daß sein Vater recht hatte, ihn vor einer so frühen Ehe zu warnen; er lief ohne weiteres davon und hatte seitdem nie etwas von sich hören lassen. Seine Mutter war kurz darauf gestorben, und so kam es, daß Herr Wenzel, der reichste Mann im Dorf, eigentlich doch ein blutarmer Mann, ohne Weib und Sohn war. Aber er bildete sich viel auf sein Geld ein, und man sagte von ihm, daß er beabsichtigte, wieder zu heirathen.

„Was einmal nicht zu ändern ist, muß man ver-
gessen!“ war seine Ansicht; und wenn er die Hundert-
dollarscheine und Geldrollen auf die Bank brachte, hielt
er sich selbst für einen sehr glücklichen Menschen. —
Nur um Weihnachten langweilte er sich. Da saßen
alle Leute vergnügt zusammen, nur er war allein.
Und dann war da noch ein Umstand, der ihn viel mehr
ärgerte, und worüber er mit keinem Menschen sprechen
und sich Rath's erholen konnte. Das war die Geschichte
mit Frau Annemarie, von der vor ein paar Jahren
das ganze Dorf sprach, und die sogar in den Zeitungen
gestanden hatte. Annemarie war eine Arbeitsfrau.
Blutarm und fleißig, hatte sie ihr ganzes Leben gear-
beitet und war von allen gern in's Haus genommen
worden, auch vom Bauer Wenzel, obgleich er einen
Groll auf sie hatte, denn es war Annemariens Tochter
gewesen, die Wenzels Sohn hatte heirathen wollen,
und um derentwillen er davongelaufen. Annemarie
hatte von der ganzen Geschichte zuerst gar nichts ge-
wußt, und später ihre Tochter, die fast noch ein Kind
gewesen, zum Dienen in die Stadt geschickt, wo sie ein
braves Dienstmädchen geworden. Dennoch hatte Wenzel
ihr niemals verzeihen können, daß sein Sohn durch
ihre Tochter verführt worden, wie er sich ausdrückte.
Und als einmal in Wenzels Hause nach dem großen
Frühlingsreinemachen verschiedenes Silberzeug und eine
kleine Summe Geldes fehlte, beschuldigte der zornige
Mann ohne weiteres Annemarie, sie habe ihn bestohlen.
Die Frau kam in Untersuchungshaft, saß mehrere
Wochen, ward aber endlich wegen mangelnder Beweis-
entlasten. — Seit dieser Zeit konnte Herr Wenzel
Annemarie gar nicht sehen. Sie durfte nie mehr in
sein Haus kommen; wenn er ihr begegnete, wandte er
den Kopf ab, und die Leute sagten, er könne seinen
Verlust nicht verschmerzen. So hing die Sache aber
nicht zusammen: Wenzel schämte sich einfach, wenn er
der älteren, einfach gekleideten Frau begegnete, denn er
hatte Geld und Silberzeug, das er verlegt, wiederge-
funden, während sie in der Untersuchungshaft saß.
Und er hatte keinen Finger aufgehoben, um seinen
Irrthum einzugestehen, in der stillen Hoffnung, Anne-
marie käme in's Gefängniß, und da hätte sie es ebenso
gut wie in ihrer armen Hütte. Aber Annemarie kam
wieder; und obgleich einige Leute mit Fingern auf sie
wiesen, hatte sie doch bald wieder Arbeitsstellen, weil
sie so fleißig war. — Herr Wenzel ärgerte sich aber
jedesmal, wenn er sie erblickte, weil er an sein schlechtes
Gewissen erinnert ward, was er durchaus nicht mochte.

Die Weihnachtstlieder hatten ihn diesen Morgen
so verstimmt, daß er seinen Kaffee austrank und dann
auf die Straße ging, um nach seinen Aekern zu sehen.
Sie lagen freilich unter dem Schnee, aber es war doch
ein schönes Gefühl, sich des Besitzes zu freuen. Als
er auf sein Feld kam, wo im Sommer so schöner Wei-
zen stand, sah er plötzlich Annemarie mitten auf dem
Schnee stehen und einen zerlumpten Menschen mit sich
führen.

„Was thust du auf meinem Acker?“ rief er
zornig.

„Es ist ein armer Mensch“, stotterte sie. „Er
lag hier auf dem Schnee und ich dachte“ —

„Du hast gar nichts zu denken!“ schalt der Mann.
„Auf meinen Feldern dürfen keine Vagabonden herum-
laufen, und wenn du dich nicht gleich nach Hause
scherst, schicke ich dir den Konstabler auf den Hals!“

Ohne auf die beiden, sich mühsam durch den
Schnee quälenden Menschen auch nur einen Blick zu
werfen, ging er weiter. Er war so schlechter Laune,
daß er stundenlang über die Berge und Felder lief,

ohne an sein Mittagessen zu denken, und als er sich
besann und um sich blickte, ward es fast schon dunkel.
Er aber stand vor Annemarie's Hütte. Es war die
schlechteste im Dorfe; ein spärlicher Garten, der an
allen Seiten offen lag, umgab sie; Herr Wenzel fühlte
sich schwach; er setzte sich halb im Traum auf eine
Steinbank vor der Hütte und stützte den Kopf in die
Hand. Drinnen hörte er Annemariens Stimme; sie
las einen Gesang laut vor, und dann hörte er sie
sprechen: „Weihnachten passiert immer etwas Schönes!
Das ist die Zeit, wo der liebe Gott ganz besonders
gnädig ist!“

„Du bist ein altes, dummes Weib!“ antwortete
eine andere Stimme. „Gott ist niemals gnädig, und
was du mir aus den Gesangbüchern vorgelesen hast,
ist alles nicht wahr. Morgen gehe ich zu meinem
Vater, dem Geldproß, und wenn er mir nicht gibt,
was mir zukommt, so...“ Er hat's reichlich ver-
dient; und wenn du mich heute nicht festgehalten hät-
test, als er uns anfuhr, wäre ich ihm nachgelaufen,
um ihm zu zeigen, wie man mit seinen Söhnen um-
geht!“

„Aber Rudolf!“ rief Annemarie, „wie kannst du
so gotteslästerlich sprechen? Hast du das vierte Gebot
vergessen? Und hast du Gott und deinen Heiland
Jesus Christus vergessen, der jeden Tag noch Wunder
thut?“

„Wunder?“ Rudolf schrie es höhnißlich. „Ist's
ein Wunder, daß ich wie ein Lump hierherkomme,
nachdem mein leiblicher Vater mich verfloßen? Ich
glaube nicht an Wunder!“

„Aber ich!“ sagte die Alte unerschrocken. „Gerade
so, wie es einmal herauskommen wird, daß ich deinen
Vater niemals bestohlen, so wird der liebe Gott noch
ein Wunder schaffen, daß du wieder ein ordentlicher
Mensch wirst, Rudolf!“

Ein Geräusch vor der Thür unterbrach sie. Als
sie dieselbe öffnete, fuhr sie mit einem Schrei zurück;
denn vor ihr auf dem Schnee lag die leblose Gestalt
des Bauern Wenzel. Ein Schlagfluß hatte ihn ge-
troffen; und obgleich er versuchte, zu sprechen, so
konnte er kein Wort hervorbringen. — — — Draußen
läuteten die Weihnachtsglocken, und die Natur hatte
ein weißes Festgewand angelegt; in Annemariens
Hütte aber lag der reiche Bauer, konnte kein Glied
rühren und dachte, daß er sterben würde. — An seinem
Lager saß sein finster blickender Sohn, und Wenzel
mußte, daß der, den er noch am Morgen als Vagabond
fortgejagt hatte, vielleicht in wenig Tagen Erbe sein
würde von allem, was er geliebt. Denn was hatte er
mehr geliebt als Felder und Acker, Haus und Geld?
Und von allem mußte er fort! — Eine große Angst
kam über ihn; hilflos sah er Annemarie an —
konnte sie ihm nicht helfen?

„Er wird wohl sterben!“ sagte der Doktor achsel-
zuckend. „Lassen Sie ihn nur hier! Der Transport
nach seinem Hause würde das Ende nur beschleunigen!“
— So kam es, daß der reichste Mann im Dorfe bei
der ärmsten Frau, die noch dazu im Gefängniß gewe-
sen, ein Unterkommen fand; und daß sein Sohn, wel-
cher noch vor wenig Stunden ein Herumstreicher gewe-
sen, plötzlich Herr ward über ein großes Bauerngut.

„Es kommt manchmal sonderbar im Leben!“
sagten die Dorfbewohner, und Annemarie lächelte leise
vor sich hin, wenn sie die Reden der Leute hörte.
„Der liebe Gott thut wieder ein Weihnachtswunder!“
sagte sie zu sich selbst. Und wunderbar war alles,
denn nicht allein sagte Rudolf die Wirthschaft auf dem
Hofe mit ganz vernünftigen Händen an, hält sich sogar

fleißig zu Gottes Wort, sondern auch Herr Wenzel
starb nicht, obgleich alle Menschen es felsenfest prophe-
zeit hatten.

Die Weihnachtsglocken waren längst verklun-
gen und ein grüner Schimmer lag auf den Bergen,
da ging Herr Wenzel langsam und schwerfällig,
auf Annemarie gestützt, seinem Hause zu. Er war
ein alter Mann geworden; aber er konnte, wenn
auch mühsam, wieder gehen und sprechen, und er
hatte die Unruhe, nach dem Rechten zu sehen.

Auf der Schwelle des Hauses kam ihm sein
Sohn entgegen, der ihm ernsthaft die Hand hin-
streckte. „Vater, wenn du damals, ehe du krank
wurdest, böse Worte von mir hören mußtest, so ver-
zeihe mir. Ich habe mein Unrecht eingesehen und
will versuchen, mit Gottes Hilfe dir ein gehorsamer
Sohn zu sein!“

Der Alte sah den Sprecher wortlos an, dann
versuchte er zu sprechen, konnte aber nicht und ging
langsam in sein Zimmer. — Wenzel war früher ein
rebelliger Mann gewesen; jetzt saß er die ganzen
Tage schweigend in seinem Stuhl. Arbeiten
konnte er nicht mehr, das überließ er seinem Sohn,
und so hatte er Zeit nachzudenken. An Annemarie
hatte er sich so gewöhnt, daß sie ihn nicht verlassen
durfte; sie mußte ihm aus Bibel und Gesangbuch
vorlesen; aber er sagte niemals ein Wort darüber.
So verging der Frühling, Sommer und Herbst, und
plötzlich war Weihnachten wieder vor der Thür.
Wieder sangen die Kinder auf der Straße, und
Wenzel, der noch immer still in der Stube saß,
mußte daran denken, wie schnell das eine Jahr ver-
gangen sei, und wie alt kümmerlich er in dem
einen Jahr geworden. War das auch ein Weih-
nachtswunder? dachte er. Manchmal kam es über
ihn wie Dankbarkeit, daß er noch lebte, und wenn
er in das stille Gesicht Annemariens blickte, wun-
derte er sich, wie freundlich die Frau mit ihm war,
der er doch so geschadet.

„Weshalb sie wohl nie geklagt und sich aufge-
lehnt hat?“ dachte er, und dann gingen seine Ge-
danken zu seinem Sohn, der in seinem Fleiß und
Eifer gar nicht wiederzuerkennen war. —

Der Weihnachtsabend war da, und Wenzel
hatte die ganze Nacht vorher nicht geschlafen. Als
er morgens in das Zimmer trat, rief er mit lauter
Stimme nach Annemarie und nach seinem Sohne.
Beide standen bald vor ihm, und er sah sie starr an.
„Rudolf!“ sagte er, „du hast zehn Jahre dein Herz
von mir gewandt, und vorigen Weihnachten sprachst
du davon, du wolltest mir ein Leid antun, wenn ich
dir dein Recht nicht gäbe. Mag sein, daß ich deine
harten Worte verdient habe, obgleich ich dich nicht
kannte, als du wie ein Herumtreiber wiederkehrtest.
— Aber ich wollte dich bitten, Annemarie ihr Recht
zu geben und es bekannt zu machen, daß sie mich
niemals bestohlen hat. Ich fand nachher die
Sachen und möchte meinen Irrthum nicht einge-
stehen, weil ich mich schämte. Nun soll Annemarie
ihr Lebenlang frei auf meinem Hofe wohnen, und
wenn du ihre Tochter heirathen willst, hast du mei-
nen Segen!“ Wenzel hatte immer leiser ge-
sprochen, jetzt setzte er sich und stützte seinen Kopf in
die Hand. Er fühlte sich alt, müde und zerschla-
gen. Dann aber sah er in Annemariens freudiges
Gesicht.

„Sehen Sie, Herr Wenzel, habe ich es nicht
gesagt? Weihnachten geschieht allemal etwas
Schönes! Rudolf und Sie sind wieder gut mit

einander, und Sie sagen selbst, daß ich nichts gestohlen! Aber öffentlich brauchen Sie das garnicht zu sagen, wenn's Ihnen unangenehm ist! Der liebe Gott hat immer gewußt, daß ich unschuldig war — das ist die Hauptsache. Und Rudolf wird Ihnen ein guter Sohn sein, er ist ein gläubiger Christ geworden — er hat auch Gehorsam gelobt, als Sie besinnungslos vor meiner Thür lagen, und er hat sich redliche Mühe gegeben dieses Jahr.“

Die stille Annemarie war plötzlich redselig vor Freude geworden. Kein Wort des Grobsten kam über ihre Lippen, und Wenzel, der Thränen und Vorwürfe von ihr erwartet hatte, sah sie staunend an. Gab es denn wirklich Weihnachtswunder?

Jahre sind vergangen, Annemarie ist lange todt, aber der alte Wenzel lebt noch und geht jeden Weihnachtsabend vor dem Besuch des Gottesdienstes auf den Kirchhof, um ihr einen Kranz zu bringen. Ist sie doch, deren Leben so still u d einfach verlief, seine Lehrmeisterin geworden. Er glaubt an Weihnachtswunder, und wenn er seinen Sohn, den tüchtigen Landwirth, ansieht und hört, wie er die Achtung aller Christen genießt, dann kann er nur seine Hände falten und sprechen:

„Das hat Er alles uns gethan,
Sein große Lieb' zu zeigen an!“

Nachbar.

Kürzere Nachrichten.

— Ueber die Missionsthätigkeit des General Council entnehmen wir dem vor Kurzem erschienenen Bericht über die diesjährige Versammlung dieses Körpers folgende Angaben. Dieselbe erstreckt sich auf drei Gebiete: Heidenmission, Emigrantenmission und Einheimische Mission. Das Arbeitsfeld unter den Heiden befindet sich in Indien. Auf diesem waren am Schluß des vorigen Jahres (31. Dec. 1888) 4 Missionare thätig, 3 Missionarsfrauen, 2 eingeborene ordinierte Pastoren, 7 eingeborene Evangelisten und Katechisten, sowie 31 Lehrer. Während des letztvergangenen Sommers hat diese Mission schwere Verluste zu erleiden gehabt, indem die beiden Missionare Dietrich und Grönning kurz nach einander durch den Tod aus ihrer gesegneten Arbeit abgerufen worden sind. Bei Gelegenheit der diesjährigen Versammlung des Gen. Council wurde ein neuer Arbeiter für das so schwer heimgesuchte Missionsfeld abgeordnet, Pastor Edman, M. D. — In ihren verschiedenen Schulen hat die Mission 1073 Kinder. Getauft wurden im Jahre 1888 an Erwachsenen und Kindern 476. Die Gesamtzahl der Getauften betrug am Ende des vorigen Jahres 2319. Aufgewendet wurde für die Heidenmission von Seiten des Gen. Council die Summe von 12,000 Dollars.

In der Emigrantenmission des Gen. Council sind drei Pastoren thätig: Berkemeier, Vilja, vermuthlich für die Schweden, und Gerndt für Wards-Insel. Der erstere steht dem vom Gen. Council unterhaltenen Emigrantenhause vor, welches im Laufe des letzten Jahres schuldenfrei geworden ist. Auf Wards-Insel, wo P. Gerndt sein Arbeitsfeld hat, befinden sich mehrere unter Aufsicht der Einwanderungsbehörde des Staates New York stehende Anstalten für Einwanderer, nämlich Hospital, Irrenasyl und Refugium (zeitweiliger Zufluchtsort für

Hilflose und Verlassene) in welche während des letzten Jahres 4136 Personen aufgenommen wurden. Die Durchschnittszahl der gleichzeitig in den Anstalten Befindlichen ist 304. Von jenen 4136 waren 935 aus Deutschland, 216 aus Schweden, 52 aus Norwegen, 17 aus Finnland. Nach Abzug eines genügenden Prozentsatzes römischer Katholiken und mit Hinzurechnung eines Theiles der 658 aus Rußland, 251 aus England und einiger der 213 aus Oestreich Eingewanderten ergibt sich nach der Schätzung P. Gerndt's, daß etwa ein Drittel der ganzen Zahl evangelischen, und zwar zumeist speziell lutherischen Bekenntnisses war. An diesen ca. 1200 hat der Missionar seine Arbeit gehabt. Viel Noth und Schwierigkeit bereiten ihm die Ein- und Uebergänge der Römischen, die auf der Insel sehr stark vertreten sind. — Für diesen Zweig seiner Missionsthätigkeit hat das Gen. Council im vergangenen Jahr 2129 Dollars aufgewendet.

Eine ganz besondere Mührigkeit zeigt das Gen. Council auf dem Gebiet der Einheimischen Mission, indem es dafür hält, es sei speziell von Gott berufen, im Westen unseres Landes englische lutherische Gemeinden zu gründen. Zur Beförderung und Leitung dieses Werkes ist im vergangenen Sommer P. Passavant jun. als Missions-Superintendent angestellt worden mit einem jährlichen Gehalt von 1500 Dollars nebst Reisekosten. — Auf diesem Gebiet hat das Gen. Council 16 Missionen mit 12 Pastoren. Von diesen Missionen befinden sich: 1 in Newark, N. J., 2 in Ohio — Toledo und Cleveland, 1 in Illinois — Decatur, 7 in Minnesota, nämlich 3 in St. Paul, 2 in Minneapolis, und je 1 in Redwing und Duluth, 1 in Dakota — Fargo, 1 in Washington — Seattle, 1 in Oregon — Portland, 1 in Utah — Salt Lake City — und eine selbst in Milwaukee, Wis. — Aufgewendet wurden für diese Einheimische Mission im letzten Jahre 5586 Dollars. Für das gegenwärtige Jahr hat sich das Gen. Council verpflichtet 8450 Dollars an Gehältern zu bezahlen. Da aber für neue, in Aussicht genommene Missionsposten noch 2550 Dollars nöthig sein werden, so werden dies Jahr 11 bis 12,000 Dollars aufgewendet werden.

Selbstständig betreibt die Einheimische Mission die zum Gen. Council gehörige schwedische Augustana-Synode. Es besteht für dieselbe eine Central-Committee, die aber, wie der Vorsitzende berichtet, mit nicht geringen Schwierigkeiten finanzieller Art zu kämpfen hat, da sie letztes Jahr über 2500 Dollars borgen mußte und mit einer Schuld von 8000 Dollars gedrückt ist. Die Hauptarbeit aber thun hier die 7 Conferenzen der Synode, die während des letzten Jahres zusammen an 16,000 Dollars für einheimische Mission (das was bei uns gewöhnlich als Reisepredigt bezeichnet wird) aufgebracht haben. Da jede derselben aber noch Gelder für diesen Zweck geborgt und die Central-Committee auch noch über 4000 Dollars ausgegeben hat, so sind innerhalb der Augustana-Synode im Zeitraum eines Jahres nicht weniger als 22,000 Dollars auf diese Sache verwandt worden. Da jede Mission durchschnittlich mit 150 Dollars unterstützt wird, so ergibt sich eine Zahl von 150 Missionen. Daß es da schwer hält Prediger in genügender Zahl zu beschaffen, läßt sich denken. Die ganze Synode zählt 582 Gemeinden, und von diesen sind grade ein Drittel — 194 vakant.

Als Nutzenanwendung aus dem allen ergibt sich für uns dies: Daß wir, wenn wir nicht aus den Ersten die Letzten werden wollen, ganz andere Anstrengungen machen müssen, als bisher der Fall gewesen.

— Eine alte Bibel. In der Astorbibliothek zu New York befindet sich eine alte Bibel, in Schweinsleder gebunden, die ein sehr wechselvolles Schicksal gehabt hat. Sie stammt aus Böhmen und war, wie man auf dem ersten Blatt lesen kann, im dreißigjährigen Kriege im Besitz einer Bauernfamilie gewesen. Als nun das böhmische Land mit Feuer und Schwert katholisch gemacht wurde, fahndete das Kriegsvolk auf die Bibeln, um sie zu vernichten und die Besitzer zu bestrafen. Eines Tages kam ein Streiftrupp in das Bauerngehöft jenes Lutheraners. Wo sollte man in der Eile die Bibel verstecken? Es galt das Leben, — da ergriff die Bäuerin, die gerade beim Brotbacken war, in ihrer Herzensangst das verbotene heilige Buch und schob es, mit einer dicken Schicht Brotteig umwickelt, hastig in den Ofen. Die Reiter fanden nichts. Die Familie war gerettet. Die Bibel, ein wenig gebräunt, sonst aber wohl erhalten, wanderte später mit den Enkeln nach Amerika und bildet jetzt eines der Schaustücke der genannten Bücherammlung.

— In den deutschen Bundesstaaten galt bisher als Recht, daß Jemand nur für seine Person den Austritt aus der Kirche (d. h. nicht aus der Landeskirche, sondern aus der christlichen Kirche überhaupt) erklären konnte, alle vorher geborenen Kinder aber der Kirche noch so lange angehörten, bis sie nach vollendetem 14. Lebensjahre sich für den Austritt entschieden. Im Gegensatz hierzu hat vor Kurzem der bayerische Verwaltungsgerichtshof eine Entscheidung gegeben, wodurch jedem Ausgetretenen ohne weiteres das Recht zugesprochen wird, seine Kinder dem Religionsunterricht der Schule zu entziehen und denselben freireligiösen Unterricht ertheilen zu lassen. Die Socialisten haben diese ihnen passende Entscheidung schleunigst durch Flugblatt unter der Arbeiterbevölkerung der größeren Städte des Landes verbreitet.

— Der römisch-katholische Pfarrverweser Bachstein in Greifswald, ein geborener Schlesier, ist am Reformationsfest in Stettin zur preussischen Landeskirche übergetreten. Früher ein Vertreter des unverjöhlichsten Ultramontanismus ist er durch zwei Seiten des lutherischen Katechismus auf die evangelische Lehre gewiesen worden. Er bereitet sich nun für das evangelische Pfarramt vor. In die Kirche des reinen Wortes und Sakraments ist er freilich mit seinem Uebertritt auch noch nicht gerathen.

— In der vom lutherischen Bekenntniß abgefallenen sächsischen Landeskirche hat man immer die Chemnitzer Conferenz noch als eine Vereinigung „bekenntnistreuer Lutheraner“ bezeichnet, wenigstens will sie selbst dafür gehalten werden. Aber wie wenig Anspruch dieselbe darauf hat, beweist ihre Zustimmung zu einem Vortrag, den der Hofprediger und Consistorialrath Löber aus Dresden auf der letzten Versammlung der Conferenz „über die gesicherten Ergebnisse der Bibelkritik“ gehalten hat. Dieser Vortrag war der Art, daß der Herr Consistorialrath und Hofprediger auf Grund der h. r. über veröffentlichten Berichte des Abfalls von dem Grunde alles Christenthums, von der heiligen Schrift geziehen wurde. Um sich nun von diesem Vorwurf zu reinigen, hat er erklärt, derselbe beruhe

lediglich auf „übel gerathenen Berichten“ und hat nun seinen „damals frei gehaltenen, nun aber übersichtlicher geordneten und weiter ausgeführten“ Vortrag veröffentlicht. Doch hat er hiermit sich selbst und der ihm zustimmenden „im Ruf der Bekenntnistreue stehenden Chemnitzer Konferenz“ einen schlechten Dienst erwiesen; denn nun kann Jedermann schwarz auf weiß lesen, daß nicht die „übelgerathenen Berichte“ ungeschickter Reporter Grund zu jenem Vorwurf gegeben haben, sondern der Vortrag selbst. Den Beweis dafür liefern schon die ersten Sätze desselben. Da heißt es: „Die Bibel ist uns ein heiliges Buch, das selbst von Büchern verwandten Inhalts als das ursprüngliche sich unterscheidet.“ Unter den Büchern „verwandten Inhalts“ sind nämlich nicht etwa Katechismen, Gesang- und Predigtbücher zu verstehen, sondern die Religionsbücher der Heiden und Muhamedaner u. dgl., wie die Bibel, der Koran und das „book of Mormon“.

Dann folgen Sätze wie diese: „Einst sah man in der Bibel ein Lehrbuch, dem man je nach Bedarf dogmatische Beweisstellen entnahm, indem man glaubte, daß in ihr überall dasselbe gelehrt werde. Aber jetzt darf es als ein gesichertes Ergebnis gründlicher Untersuchungen gelten, daß die Bibel Urkunde einer nach großen, heiligen Gesetzen fortschreitenden Geschichte ist. . . . Es waren nicht die fruchtbarsten Perioden der Kirche, in denen man den Kanon einfach ohne kritische Untersuchung hinnahm. . . . Trotzdem ist die urkundliche Schrift des Neuen Testaments mit manchem behaftet, davon wir sie möchten befreit sehen. . . . Was uns in der vorliegenden Gestalt der Schrift unvollkommen erscheinen mag, sollte uns dazu bestimmen, nicht bei ihr stehen zu bleiben, sondern dem uns zuzuwenden, von dem sie zeugt. . . . Das geschriebene Wort der Propheten und Apostel für sich allein hat die Kirche nicht vor schweren Irrthümern bewahrt und sie nicht daran hindern können, in den Abgrund tieffter Verderbniß zu versinken.“ Die reine Lehre von der Schrift, daß sie das vom heiligen Geist eingegebene Wort Gottes ist, verspottet er als „steife Inspirationstheorie“. — Hieraus kann Jedermann ersehen, daß dieser Mann mit sammt der ihm zustimmenden Chemnitzer Pastorkonferenz und die ganze sächsische Landeskirche, in der diese noch für die besten gelten, auf das schmachlichste von dem Felsengrunde des Wortes Gottes gewichen sind und Menschenfünklein an seine Stelle setzen. Und dabei haben sie noch die Stirn zu sagen: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein' Dank dazu haben“, während doch grade sie es sind, die dagegen anlaufen und es umstoßen. — Bei solcher Stellung zur heiligen Schrift, der alleinigen Quelle rechter Erkenntniß, wie sie die Lehrer und Führer der sächsischen Kirche einnehmen, darf es uns nicht weiter Wunder nehmen, wenn ein sächsisches Kirchenblatt, dessen Redakteur Diakonus Tie. Dr. Buchwald ist, ein Gedicht auf den Herbst bringt, dessen Schlußvers lautet wie folgt:

„Daß meines Lebens Herbst erst kommen,
O Herr, wenn ich zu Nuß und Frommen
Der Welt gewirkt auf meiner Bahn!
Auf mich zu Dir an jenem Tage,
Wo ich mit Zuversicht mir sage:
Was ich gesollt, hab' ich gethan.“

Dort gilt offenbar nicht mehr was St. Paulus schreibt, Röm. 3, 28.: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“

— In allen Großstädten Deutschlands, wie München, Frankfurt, Berlin und Stuttgart, ist in neuerer Zeit eine lebhaftere Bewegung gegen die fürchtbar überhandnehmende Unzucht entstanden. Es bilden sich Vereine, welche sich zur Aufgabe machen, diesen Krebsknoten mit Wort und Schrift zu bekämpfen. In einer Versammlung in Berlin, allwo die Sache zur Sprache kam, erklärte ein Arzt, also ein Mann, den man nicht leicht im Verdachte übertriebener Strenge haben wird: „Auch unser moderner Tanz ist ein Beförderungsmittel der Unzucht. . . . Wenn mich gefallene Mädchen um Rath fragten, und ich sie fragte, wie sie sich und ihren Eltern diese Schmach bereiten konnten, erhielt ich fast regelmäßig die Antwort: es war nach einem Tanz.“ — Diese Erfahrung ist übrigens nicht neu. Die machte z. B. schon der alte Sebastian Brant, der noch vor Luther lebte (er war im Jahre 1458 zu Straßburg geboren). Derselbe läßt sich in seinem Büchlein: „Das Narrenschiff“, also über das Tanzen aus und es wäre gut, wenn solches von unsern jungen Leuten recht beachtet würde. Er schreibt:

„Die hielt ich fast für Narren ganz,
Denen Lust und Freude macht der Tanz,
Die im Kreise laufen und drehn sich toll
Um Hüße mild' und staubensvoll;
Aber so ich bedenke dabei,
Wie Tanz mit Sünd' entsprungen sei,
So kann ich merken und betrachte,
Daß ihn der Teufel auf wohl brachte,
Als er das goldne Kalb erbachte
Und schuf, daß man Gott ganz verachte.
Noch viel damit zu Weg' er bringt,
Aus Tänzen Unheil oft entspringt:
Da ist Hoffart und Ueppigkeit,
Und Verlaß der Unlauterkeit,
Da schleift man Venus*) bei den Händen,
Da thut all Ehrbarkeit sich enden.“

Um deswillen nennt auch schon Chrysostomus die Tänze: „saltationes diabolicas“, d. h. teuflische Tänze. Und sollten unsere jungen Leute bei jeder Einladung zum Tanz nicht daran denken, daß sie ja doch in ihrer Taufe und bei ihrer Konfirmation entsagt haben dem Teufel und alle seinem Werk und Wesen? und daß das Tanzen sich wahrlich schlecht verträgt mit jenem züchtigen, gerechten und gottseligen Wandel, zu welchem der Apostel die Christen so ernstlich vermahnt. Merke auch, daß wer sich selbst in Gefahr gibt, sich nicht wundern darf, wenn er darinnen umkommt. — (L. B.)

— Als kürzlich in dem schweizerischen Kanton Neuenburg eine kleine Eisenbahnlinie eröffnet wurde, ersuchte der Präsident des Verwaltungsrathes öffentlich den Segen Gottes für das Unternehmen und dankte Gott, daß dasselbe ohne Unfall zu Ende gebracht worden. Das darauf folgende Festmahl, an dem 150 Personen Theil nahmen, wurde ebenfalls mit Gebet eröffnet.

— Aus Prag wird gemeldet, daß die dortigen Stadtbehörden beschlossen hätten, dem Vorläufer Luthers, Johann Hus, auf dem Wenzelsplatze, grade an derselben Stelle, wo er auf dem Scheiterhaufen den Tod erlitt, ein Standbild zu errichten. — Aber Hus ist ja gar nicht in Prag verbrannt worden, sondern in Kostnitz am Bodensee! Allerdings hat er in Prag gelebt und gelehrt. Doch dies in einer Weise, daß es fast als unmöglich erscheint, daß ihm da ein Denkmal gesetzt werden sollte, wo die Römischen so unbeschränkt

herrschen, wie in Prag und Böhmen überhaupt. Es müßte denn sein, daß, ähnlich wie in Italien, das Volk anfangs, Gefallen daran zu finden, den Papst zu ärgern. Unmöglich wäre es schon nicht, da es in letzter Zeit überhaupt den Anschein gewinnt, als ob in staufatholischen Ländern sich in demselben Maße die Bande des Gehorsams gegen den Papst lockerten, in welchem die Macht des Papstes in vorwiegend protestantischen Ländern Fortschritte macht. Hat man doch in Rom selbst vor einiger Zeit ein Denkmal des Regers Giordano Bruno dem Papst vor die Nase hingestellt. Dazu besteht die von der niederen Geistlichkeit ins Leben gerufene „Schwarze Chronik“, in welcher der höheren Geistlichkeit nicht eben Lob widerfährt. Und die Gründung einer neuen Zeitschrift in Rom, unter dem Namen „Savana“, die sich speziell damit beschäftigt, den Teufel als Patron des Fortschrittes zu feiern, dürfte auch wohl kaum auf besondere Verehrung gegen den „heiligen Vater“ zurückzuführen sein. Nehmen wir dazu noch den ebenfalls in Rom von den Antikerikalen gegründeten Circolo Repubblicano Revolucionario Gesu Cristo, einen von den staatlichen Behörden genehmigten Verein, der die humanitären Ideen der „Revolutionäre“ Christus, Giord. Bruno, Mazzini und Garibaldi der Jugend einzupflanzen sich zum Zweck gesetzt hat, so kann man schon auf die Vermuthung kommen, daß auch der Papst nicht mehr viel gilt in seinem Vaterlande. — Auch in Lissabon, der Hauptstadt Portugals, ist das Reich des — Papstes mit ihm selbst uneins geworden. Der dortige Cardinal-Erzbischof nämlich sagte bei der für den kürzlich verstorbenen König abgehaltenen Trauermesse von der Kanzel herab, daß der König nicht in den Himmel gekommen sei, sondern noch lange die Qualen des Fegfeuers werde erdulden müssen. Das Volk der Stadt, das auf den Verstorbenen große Stücke gehalten, wurde darüber bestürzt, und das um so mehr, als es die Worte des Cardinals nicht anzuzweifeln magt. Am Hofe war man über die Aeußerung des Erzbischofs so erbittert, daß der päpstliche Gesandte dazwischen treten mußte. Dieser erklärte in einer Note an den Minister des Aeußeren jene Aeußerung für unstatthaft, da der König vor seinem Tode die päpstliche Absolution empfangen habe, die ihm den Himmel sichere. Gestützt auf diese Kundgebung des Nuntius forderte man nun, daß der Cardinal widerrufen. Der aber will nicht und hat öffentlich erklärt, daß der König gut, aber dennoch ein großer Sünder gewesen sei und der Fürbitten seiner ehemaligen Unterthanen dringend bedürfe. Der Hof und die Presse treten für den Nuntius ein, das Volk aber erkennt nur die Autorität des Cardinals an. — In den vorgedachten Widersachern des Papstthums in Rom sieht man, daß es mit der Feindschaft wider dieses allein noch nicht gethan ist; denn obgleich sie vom Papstthum sich abwenden, wenden sie sich darum doch noch nicht zu dem Herrn Christo. Es hilft ja nichts, sich vom Antichrist abzuwenden, wenn man sich dafür offen dem Satan zuwendet. Den annähernd rechten Wechsel aber hat dieser Tage ein Benediktinermönch in Hessen vollzogen, Dr. Rudolf Söder (Ambrosius), ein Mann von ernstem Charakter, tüchtiger Gelehrsamkeit und lautem Wandel, der zur evangelischen (leider nicht der evangelisch-lutherischen) Kirche übergetreten ist, und nach abgehaltenem Colloquium von der heftigen Kirchenbehörde mit der Verwaltung der zweiten Pfarrei zu Borsleben im Odenwalde betraut worden ist.

— Die jüdische Bevölkerung Jerusalems beträgt gegenwärtig etwa 25,000 Seelen.

*) d. h. Lieberlichkeit.

Gemeinde-Jubiläum zu West Bend, Wis.

Am 13. Sonntage nach Trinitatis feierte die ev.-luth. St. Johannes-Gemeinde zu West Bend, Wis., ihr 25jähriges Kirchweihfest. Die Kirche war zu diesem Feste aufs lieblichste mit Blumen und Guirlanden geschmückt. Ueber dem Altar prangte, in Grün gefasst, die Inschrift: Bis hierher hat uns der Herr geholfen. Eine große Festversammlung, zu welcher sich auch die Schwester-Gemeinde zu Nemburgh zahlreich eingefunden hatte, betheiligte sich am Vormittags-Gottesdienste. Die erste Festpredigt hielt Herr Pastor Phil. Köhler aus Hustisford, welcher vor mehr als 25 Jahren die Gemeinde hatte gründen helfen. So zeigte derselbe denn auf Grund von Röm. 9, 16., daß auch die Gründung einer Gemeinde ein Werk des göttlichen Erbarmens sei. Ihm folgte dann als zweiter Festprediger Herr Pastor E. Gausewitz von Oak Wood. Derselbe hatte seiner Predigt Eph. 1, 3—7 zu Grunde gelegt. Hiernach behandelte er das Thema: Das Lobopfer, welches eine rechthabende Gemeinde ihrem Gott darbringen soll. Am Nachmittag zeigte Herr Pastor E. Mayerhoff der Festgemeinde, wie die rechte Feier des Kirchweihfestes beschaffen sein mußte. Sein Text war Joh. 2, 13—20. Nach dieser Predigt verlas der Orts-pastor noch eine kurze Geschichte der Gemeinde. Am Vor- und Nachmittage trug der Männerchor der Gemeinde mehrere passende Stücke vor. Während der Mittagspause und am Schluß des Nachmittags Gottesdienste wurden die Gäste im Schulhause bewirthet. Die lieben Frauen und Jungfrauen der Gemeinde hatten hier reichlich für Speise und Trank gesorgt. Die erhobene Collette betrug \$30.00. Davon wurden nach Abzug der Reisekosten \$14.25 dem College und \$10.00 dem Seminar zugewandt. E. Hoyer.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXV: PP Augenheim 3.15, Brenner 6.30, Keibel 22.05.

Die Herren: Lühring 0.35, F Krüger 1.05, A Zastrow 0.25, Schellpfeffer 1.05.

Jahrg. XXIV: PP Kirchner 1.05, Wachmüller (für Oak Grove) 4.20, Bading 10, M Wolff 6, Brockmann 25.00.

Jahrg. XXIV, XXV: PP Bergemann 3.15, 3.15, Jenny 2.10, 1.05, Chr. Sauer 17.27, 2.10.

Herr Bauer 2.10.

Jahrg. XXIII, XXIV: P Töpel 2.35, 1.15.

Th. Jäfel.

Für das Seminar: P G W Albrecht, Erntedank-Coll. der Gem. in Morrison \$19, P Jäfel, Coll. gef. bei der Kindtaufe des Herrn Schilke \$3.60, P Schrödel, Opfergeld von der Joh.-Gem. zu Ridgeway \$3.15, Coll. am Danktage \$6.15, Prof. Hönecke von Frau J. \$1, P Hillemann sen., Hauscoll. der St. Pauli-Gem. \$43.75, nämlich von G Pieper \$1.50, F Rühlow, R Prange je \$1.25, D Ahrensbraut, F Erbshöfer, E Erbshöfer, H Fischer, W Heuer, H Harms, R Henning, W Kirchbeck, A Karstädt, H Mahler, G Meher, F Meves, A Müller, G Neumann, G Grube, H Ohse, G Schomberg, E Stolzenburg, M Schulz, F Sprenger, R Wächting, W Wagner, Frau Widder, R Widder je \$1, Frau Stolzenburg, H Straßburger je 75 Cts., W Barthels, C Bennin, J Böldt, W Damrow, F Damrow, M Hüß,

R Hehling, W Holz, G Jochmann, W Kobl, H Kobl, J Kobl, G Kuck, A Kleien, A Mahler, L Müller, L Ohde, Frau Quehl, R Reische, R Seifert, W Spann, J Schneider, R Sprenger, W Sprenger, E Usadel, R Usadel je 50 Cts., J Dengel, M Fuhrmann, Frau Kobl, M Küter, E Schuldt je 25 Cts.

Für die Anstalten: P Adelberg vom werthen Frauenverein der Peters-Gem. \$25, P Harders, Danktags-Coll. der Jerusalems-Gem. \$9.

Für Neubau und Schuldentilgung: P Adelberg von Ungenannt \$2, P Chr. Sauer \$8.75, nämlich von E Schuß \$2, M Radtke, Bruch, L Ditto, Schram je \$1, Wittwe Bundt, G Brieße, M Zobel, Wittwe Weispennig je 50 Cts., A Mittelfeldt 75 Cts., P Jenny, Fortsetz. der Hauscollette in Tomah und Sparta \$8.35, nämlich in Tomah: Frau Pies, B Krüger je 25 Cts., E Buß 35 Cts., A Rantkun, W Steinte, G Erdmann, J Fenske, P Fleischmaun, A Wolff je 50 Cts.; in Sparta: Fr. E Schatz, Fr. L Schatz je 50 Cts., B Schlawe, E Schendel, M Richard, Gante je \$1.

Für arme Studenten: P Stiemke, Erntedankopfer von Frau H Hedendorf \$2, P Brenner, Familienfest-Coll. bei Herrn J Mahnte \$4.75. Th. Jäfel.

Seminar-Haushalt: Zum Dank-fest: Von Herrn Fleischer Birt, St. Matth.-Gem. in Milwaukee 2 Truthähne.

Für arme Studenten: (Verspätet.) P Appeler in Iron Ridge, Reformationsfest-Coll. \$4, Prof. E Noß, Coll. auf der Hochzeit des Herrn P G Harders mit Fr. J Schmidt \$14.86, P Th Jäfel in Milwaukee, getragene Kleidungsstücke geschenkt von Frau M M, P M Wolff, Schibley, Nebr. \$2.30.

Herzlich dankt im Namen des Seminars

E. A. Noß, Inspektor.

Für Reispredigt: P Vogt, Coll. \$6.65, P Kluge, Coll. in Dale \$6.60, Coll. in Caledonia \$5.50.

Mit Dank erhalten E. Mayerhoff.

Für die College-Kasse dankend erhalten: P Reim von L Müller für den Neubau \$5, P Körner von J Thoma für das Reich Gottes \$3, P Ph Köhler für die Anstalten \$10, P H Hillemann von der Gem. in Menominee \$5.86, P Freund von der Gem. zu Prairie Farm, Coll. am Danktage \$6.42, P D Koch, Coll. am Danktage \$11.18, P Albrecht von M M für die Baukasse \$2.

Für arme Schüler dankend erhalten: P Gieschen, gef. auf der Hochzeit des F A Hermann mit Fr. H A Schmidt \$2.80, P Appeler, Coll. am Erntedankfest \$5.20, P Stiemke, Coll. auf der Hochzeit von E Tischler mit E Ohm \$6.50, desgl. von A Behnisch mit E Stauste \$14.75, desgl. von W Karisch mit E Publig \$5.75, P Nicolaus von R Lorenz \$2, L Schwarz, H Schwarz, J Clarke, H Klein, G Meier je \$1, Chr. Lorenz, J Schwarz je 50 Cts., M M 20 Cts.

J. H. Brockmann.

Für das Martin Luther Waisenhaus in Wittenberg, Wis., sind an Liebesgaben eingegangen durch P Ph Brenner in Reedsville, Wis. von Ch Lemke \$1, P A Keibel, seiner Gem. in Coopers-town, Wis. von W Radtke \$1, A Gauger, W Bruch, A Schleg, A Kohn, H Radue, W Sturm je 1 C Mchl, F Giese ½ C Mchl, J Pientklaff, R Jahnke, A Bruch, R Karnopp je 1 Bu Mchl, J Dlp 1 C

Erbjen, F Knuth, W Engelbrecht, R Wegner je 1 C Kartoffel.

Den freundlichen Gebern herzlichen Dank und Segen wünschend.

H. Dittke, Waisenvater.

Unter herzlichem Danke bescheinigt hiermit durch Herrn P J Stiemke in Kirchhain für den Studenten E Hersberger im College zu Watertown \$11.38 empfangen zu haben, welche Liebesgabe gesammelt wurde auf den Hochzeitsfesten von Herrn E Brüsewitz und L Ehle \$6.28, Herrn J Ehle und M Gräse \$5.10.

Den lieben Gebern ein Vergeltis Gott!

Carl Appeler, P.

Quittung und Dank.

Für das Waisenhaus in Wittenberg, Wis. erhalten durch P A Töpel von der Gem. zum Kripplein Christi \$7.02, von der Dreieinigkeits-Gem. zu Hulsburg, Wis. \$7.68, von M M 20 Cts., P G W Albrecht, Coll. in Maple Grove, Wis. \$2.20, Hochzeits-Coll. von E Mebenwald mit E Stern in Maple Grove, Wis. \$5.25, aus Morrison, Wis. von J Lemke, J Lemke je \$2, A Lamerenz, W Lemke sen., H Wold je \$1.

Herzlichen Dank!

E. W. H. Daib, Kassirer.

Merrill, Wis., den 13. Dec. 1889.

Berichtigung.

In der Quittung vom 2. Dec. cr. (siehe No. 8 des diesjährigen Gemeinde-Blattes) muß es heißen: Durch Herrn P Günther erhalten, Abendm.-Coll. der Gem. in Conomowoc \$12.58.

F. Stromer.

La Crosse, Wis., 16. December 1889.

— Der —

Gemeindeblatt-Kalender

für

1890

in guter Ausstattung, mit reichem Inhalt und Bildern. Die Adressen der Pastoren und Lehrer sind bis auf die neueste Zeit korrigirt. Einzeln 10 Cents, Duzend 75 Cents, Hundert \$6.00.

Quittungs-Buch für Gemeinde-Beiträge.

In dünnem Pappband, ohne Porto: 1 Exemplar 5 Cents, 12 Ex. 50 Cents, 100 Ex. \$3.00, 500 Ex. \$12.50.

Dasselbe in festem schönen Leinwand-Band, mit Pöschpapier durchschossen, mit Porto: 1 Exemplar 10 Cents, 12 Ex. \$1.00, 50 Ex. \$4.00, 100 Ex. \$7.50, 250 Ex. \$15.00 ohne Porto und 500 Ex. \$25.00 ohne Porto.

Mit Namen der Gemeinde für 100 oder weniger 75 Cents, für 250 \$1.00, für 500 \$1.25.

Ein Federhalter mit einer Feder und Bleifeder an dem einen Ende und einem Gummi-Stempel mit dem Namen des Schatzmeisters an dem andern Ende und ein Fläschchen Tinte für den Stempel kostet mit Porto 35 Cents.

F. Werner, 436 Broadway, Milwaukee, Wis.